hadisten teilen, legitimiert auch Gewalt. Einerseits durch die Vergewisserung der eigenen Überlegenheit, andererseits dadurch, dass die anderen für minderwertig erklärt werden. Bei Schiller sind das die tumben Fröner und ganz allgemein das «feige Menschengeschlechte». Für die Nazis waren Juden, Behinderte, Roma, Homosexuelle und Kommunisten Untermenschen, die man ohne schlechtes Gewissen vernichten konnte. Bei den Dschihadisten sind es die Ungläubigen, die man bedenkenlos köpft.

Chronisch beleidigt

Doch weshalb sind Menschen empfänglich für solche Botschaften? Weshalb lassen sie sich verführen? Für Haas hat das viel mit den Fantasien zu tun, die man mit dem eigenen Leben verbindet. «Wenn ich grandiose Vorstellungen davon habe, wer ich bin oder sein möchte, werde ich nur zufrieden sein, wenn ich etwas ganz Besonderes bin und von den anderen bewundert werde.» Wer findet, er müsste eigentlich ein König sein, dem dürfte das, was das ordinäre Leben zu bieten hat, nicht genügen. «Solche Leute sind deshalb chronisch beleidigt», erklärt Haas. Wer unterfüllte Fantasien von Grösse hat, bei dem verfangen solche Versprechen. «Deshalb fühlen sich nicht nur Zukurzgekommene von solchen Botschaften angesprochen, sondern auch Mittelschichtkinder mit intakten Lebenschancen.»

Doch die Versprechen sind hohl, die Konsequenzen verheerend – zuerst für die Opfer, letztlich auch für die Täter. Die meisten von Schillers Kameraden, die eben noch hochgemut auf dem Ross sassen, finden den Tod auf dem Schlachtfeld; die Weltherrschaftsfantasien der Nazis haben nicht nur Millionen Menschen umgebracht, sondern sie haben auch ihr eigenes Land und ihre eigene Psyche zerstört. « Faszinierend an Schillers Drama ist, dass es die Innenperspektive der enthusiastischen Mörder zeigt», sagt Haas, «als verführte Jugendliche und im fortgeschrittenen Alter. Sie sterben zuletzt als innerlich gespaltene, heuchlerische und verbitterte Männer.» Den Dschihadisten droht das gleiche Schicksal.

Kontakt: Prof. Henriette Haas,
henriette.haas@psychologie.uzh.ch

Morden im Ostkongo

Weltweit sind 40 Millionen Menschen auf der Flucht in ihrem eigenen Land, vertrieben von Gewaltregimes. Politgeograf Stephan Hochleithner untersucht das Phänomen der Binnenflüchtlinge im Ostkongo. Von Michael Ganz

So richtig Angst musste er nur zweimal haben: einmal, als Milizen die Stadt, in der er sich gerade aufhielt, mit Splittergranaten beschossen, und einmal, als ihn die kongolesische Staatspolizei festnahm, weil er angeblich für regierungsfeindliche Gruppen Söldner anwarb. Dabei war Stephan Hochleithner bloss seiner Forschungsarbeit im Feld nachgegangen und hatte mit Kleinbauern gesprochen, die sich gegen Landenteignungen wehrten.

Zugang zu kultivierbarem Land – dieses Thema hat Stephan Hochleithner letztlich in den Ostkongo geführt. Für seine Masterarbeit forschte er über die Vertreibung der San, sogenannten Buschleuten, aus dem zwischen Botswana und Südafrika gelegenen Kgalagadi Transfrontier National Park. In seiner Doktorarbeit vertieft er ein ähnliches Thema am Beispiel von Kleinbauern, die der Staat dem Naturschutz zuliebe aus dem Virunga National Park im Nordosten der Demokratischen Repubik Kongo vertrieben hat.

Im Ostkongo begegnete Hochleithner dann Menschen, die sich aus anderen politischen Gründen auf der Flucht befanden. Im benachbarten Ruanda waren 1994 blutige Kämpfe zwischen Hutus und Tutsis ausgebrochen und später über die Grenze geschwappt. 2012, als Hochleithner in den Ostkongo kam, terrorisierte gerade die Rebellengruppe M23 das Land; bald waren es die Milizen der Allied Democratic Forces, die in der Bevölkerung Massaker anrichteten. Heute kennt man rund 70 bewaffnete regierungsfeindliche Gruppierungen, die hier mordend und brandschatzend von Dorf zu Dorf ziehen.

Europa ist weit weg

Allein im Ostkongo sind zurzeit rund eine Million Menschen auf der Flucht, um ihre nackte Haut vor den selbsternannten Rebellen zu retten. Die allerwenigsten haben Mittel und Möglichkeiten, um über die Grenze, geschweige denn nach Europa zu gelangen. Sie bleiben deshalb Binnenvertriebene im eigenen Land – Internally Displaced Persons oder IDPs, wie sie im Fachjargon heissen. Weltweit, so schätzt man, gibt es doppelt so viele IDPs wie grenzüberschreitende, also sogenannt normale Flüchtlinge. «Im Gegensatz zu normalen Flüchtlingen sind IDPs international nicht relevant», sagt Stephan Hochleithner. «Das ist der Grund, weshalb wir kaum etwas von ihnen wissen.»

Viermal reiste Hochleithner innert drei Jahren in den Ostkongo, insgesamt etwa sechs Monate brachte er dort mit Feldforschung zu. Schon bald kaufte er sich ein geländegängiges Motorrad – das einzige Verkehrsmittel, das in diesem Land ohne Strassen ein einigermassen rasches Fortkommen erlaubt. Hochleithner besuchte Vorstadtsiedlungen und abgelegene Dörfer, hielt sich aber nie lange an einem Ort auf. «Die Sicherheitslage war immer und überall heikel. Ich blieb deshalb stets in Bewegung.»

Als erster Weisser im Dorf

Hochleithner führte insgesamt rund 50 Einzel- und 10 Gruppengespräche mit Binnenvertriebenen. Ein kongolesischer Berufskollege begleitete ihn und half ihm als Übersetzer – was selbst für den einheimischen Ethnografen keine leichte Aufgabe war: In ländlichen Gegenden werden anstelle von Suaheli oft noch alte Lokalsprachen verwendet. Nicht überall gelang es Stephan Hochleithner zudem, die Interviews aufzuzeichnen; oft fürchteten sich die Menschen vor Mikrofon und Computer. Also hielt Hochleithner alles handschriftlich fest. Auch seine Beobachtungen und Gedanken schrieb er in ein Heft. «Ich hatte am Ende Tonnen von Notizen. Das Feldtagebuch ist in der Ethnografie auch heute noch zentral.»

Etwas abenteuerlich war Hochleithners Unterfangen mitunter schon. «Als ich in einem Dorf

ankam, liefen die Kinder zusammen und stoben gleich wieder angstvoll auseinander. Manche von ihnen hatten wohl noch nie einen Weissen gesehen.» Seine weisse Haut erschwerte die Arbeit des Politgeografen, denn viele Kongolesen hielten ihn für einen Hilfswerkmitarbeiter. «Bei den Befragungen bekam ich deshalb oft strategische Antworten, die auf Hilfeleistungen abzielten und nicht unbedingt der Realität entsprachen.» Hochleithner musste sich jedes Mal von neuem erklären. «Gelang dies, waren die Menschen dann bald sehr offen.»

Die Erkenntnisse, die Hochleitner aus seiner qualitativen Studie – den Einzel- und Gruppengesprächen – gewann, überprüfte er mit einer quantitativen Umfrage. Er verteilte rund 2000 Fragebogen an Binnenvertriebene, um so seine Hypothesen zu festigen. Auf diese Weise liess sich beispielsweise sein Verdacht erhärten, dass es die Monetarisierung, also der Wandel von Sach- zu Geldwerten ist, die den Kleinbauern im Ostkongo und damit auch der Million ostkongolesicher Binnenflüchtlinge den Zugang zu nutzbarem Land erschwert.

Verdammt zum Tagelöhnerdasein

Früher funktionierten Landwirtschaft und Handel im Ostkongo nach dem sogenannten Muhako-Prinzip, einer Art Feudalsystem, gemäss dem das Land der Allgemeinheit gehörte und man Landrechte mit Tributen wie etwa Ziegen oder Ernteanteilen abgalt. «Der Zugang zu Land war heiratsrelevant, er bestimmte die Familienstruktur», sagt Hochleithner. «Der Austausch von Land gegen Tribute bildete den eigentlichen Kitt der ostkongolesischen Gesellschaft. Er definierte die sozialen Beziehungen und sicherte die Reproduktion.» Dann brachten die Kolonisatoren den Kapitalismus nach Afrika. Sie enteigneten die Kleinbauern, um Plantagen und Minen anzulegen; Proteste gegen die Landnahme schlugen sie mit Waffengewalt nieder. Land wurde zum Privatbesitz und war zu grossen Teilen nur noch gegen Geld zu haben.

Das ist so geblieben und bringt die Binnenvertriebenen heute in grosse Not. Gelingt ihnen die Flucht vor den gewalttätigen Milizen, versuchen sie ihr Glück am Rand der Städte oder in Dörfern; Flüchtlingslager existieren im Ostkongo kaum. Oft kommen Binnenvertriebene am neuen Ort in der Gemeinschaft unter, der Zugang zu Land indes bleibt ihnen zumeist verwehrt. So verdingen sie sich als Tagelöhner, tragen Wasser vom Fluss zum Dorfplatz, rösten Erdnüsse oder backen Brot, um es auf der Strasse zu verkaufen.

Ein Grossteil der ostkongolesichen Binnenvertriebenen landen schliesslich in den Städten. Allein: Jobs gibt es für sie keine. Viele lassen sich also aus lauter Verzweiflung von den Milizionären anwerben, vor denen sie ursprünglich geflohen sind. Denn diese bieten «Arbeit», ein Dach über dem Kopf und gesicherte Verpflegung an. So erhalten die bewaffneten Guerillagruppen im Land stets wieder Verstärkung, und das Rad des Terrors dreht sich weiter.

Den internationalen Organisationen gelingt es zwar, die Not der Binnenvertriebenen etwas zu mildern. Neben Wasser und Nahrung bieten Hilfswerke etwa medizinische und psychologische Betreuung an, dies insbesondere für die unzähligen Opfer von Massenvergewaltigungen sowohl durch Milizen als auch durch Angehörige der nationalen Armee. Viel mehr lasse sich nicht erreichen, meint Stephan Hochleithner, die Dynamik der Gewalt sei von aussen kaum direkt beeinflussbar.

BINNENFLÜCHTLINGE

Das Rad des Terrors

Ein Grossteil der Binnenflüchtlinge im Ostkongo landet in den Städten. Weil es dort keine Arbeit gibt, lassen sich viele von ihnen von den Milizionären anwerben, vor denen sie geflohen sind. Das Rad des Terrors dreht sich weiter.

Im Würgegriff der Gewalt

Die Vereinten Nationen, die im Ostkongo ihre erste militärische Offensiveinheit stationiert haben, versuchen, die Gewalt einzudämmen und die Region zu stabilisieren – auch das ist nach Hochleithners Ansicht nicht viel mehr als Symptombekämpfung. «Symptombekämpfung ist zweifellos notwendig», sagt er, «man darf bloss nicht glauben, danach sei alles gut.» Auch nach seinen jahrelangen Studien hält Hochleithner kein Rezept für die Lösung der Binnenfluchtproblematik bereit. «Für Lösungsansätze dieser Art gibt es versiertere Leute als mich. Ich stelle meine Forschungsergebnisse gerne der Politik zur Verfügung, aber ich selber bin kein Politiker.» Seine Stärke sei die Analyse, sein Terrain die Wissenschaft.

Hochleithners Ziel ist es, die Dynamik von Konflikten, wie sie im Ostkongo herrschen, besser zu verstehen. Zurzeit schreibt er an seiner Dissertation. Sein nächster Schritt wird eine Postdoc-Arbeit sein mit einer etwas globaleren Sicht auf jenes fatale Dreieck von Gewalt, Landnahme und Binnenflucht. «Ich will einen analytischen Rahmen entwickeln, mit dessen Hilfe sich gesellschaftliche Konflikte um Land international betrachten lassen.»

Was sind Stephan Hochleithners wichtigste Erkenntisse aus seiner bisherigen Forschungsarbeit? «Der Kolonialismus», so sagt Hochleithner ohne Umschweife, «hat den Grundstein für die heutige Entwicklung gelegt.» Die strukturelle Gewalt, die den Ostkongo heute im Würgegriff habe, basiere letztlich auf der physischen Gewalt, mit der sich die Kolonialisten das Land einst angeeignet hätten. Auch die Konflikte um den Landbesitz stammen aus jener Zeit: «Wird Land eingefriedet, verändert sich die Sozial- und Wirtschaftsstruktur, und das Konfliktpotenzial wächst schlagartig», sagt Hochleithner.

Als Beispiel verweist er auf die Militarisierung des Naturschutzes, wie sie in vielen afrikanischen Nationalpärken geschieht: Parkwächter gingen heute mit Bluthunden, Panzerfäusten und Kampfhubschraubern gegen ihre eigenen Landsleute vor, wenn diese ihr Recht auf Land zu beanspruchen suchten. Stephan Hochleithner: «Die Gewalt im Kongo, ob staatlich oder regierungsfeindlich, ist das Resultat der Ungleichheiten, die der Kapitalismus produziert. Mit meiner Forschung versuche ich, dazu beizutragen, dass sich diese Ungleichheiten verringern.»

Kontakt: Stephan Hochleithner, stephan.hochleithner@geo.uzh.ch